

Der Minneritter auf dem Lande

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 17

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639462>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 17 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

23. April 1938

Bergfrühling

In meiner Heimat ist es Frühling,
In meiner Heimat schmilzt der Schnee,
Ich hör' das süße Lied der Stare,
Ich hör's im Traum — es tut so weh.

Und an den Hängen blühen Veilchen,
Und in den Wipfeln spielt das Licht,
Der Himmelsbogen schmiegt sich drüber
Wie ein geliebtes Angesicht.

Und Gärten steigen aus den Gründen,
Die ich am jungen Tag durchschritt,
Ich kann die Tore nicht mehr finden,
Das Leben nahm die Schlüssel mit.

Berzaubert steh' ich auf den Wegen,
Aus grünen Kronen weht es lind,
Ich spür' des jungen Lenzes Regen
Und weine hilflos wie ein Kind.

Willy Gfeller.

Der Minneritter auf dem Lande

Eine heitere Geschichte von Meinrad Lienert.

Im heimeligen Winkel eines grünen Bergtales, unter einer überhängenden Fluh, haben sich einige Häuser zusammengetan, die miteinander ein kleines Dorf bilden. Aus den grauen Schindeldächern schaut das Türmchen des weißen Kirchleins hinweg über die Matten und Talweiden.

Das Dörflein nennt man Studach. In Studach wohnt ein gesunder Menschenschlag. Die Studacher sind aber ein eigenhölziges Völklein, an dem herum noch nicht zu viel geschnitten, gezweit und gedoktort worden ist. In den Knochen haben sie gesundes Mark und in den Köpfen allerlei altes Zeug und alten Spul aus der Urväter Zeiten. Wenn ihn nicht ein „Gebranntes“ aufhaut, redet der Studacher um einen Baken nicht viel. Wer ihn etwa fragt: „Heda, Mann Gottes, ich bin hier fremd; bin ich hier recht in Studach?“ der bekommt im Neinfluss ein Kopfschütteln und im Ja-fall ein Schnalzen mit der Zunge. Eine Schule haben sie im Dörflein nicht, aber ein kleines verschindeltes Pfarrhaus. Der Pfarrer ist alt und hat nicht viel zu tun. Aber etwa versucht er auch Menschen- und Viehschäden zu heilen. Daneben schnitzt er fleißig Pfeifen. Wenn die Köchin darüber schimpft, daß alle Truben voll Tabakpfeifen seien, und daß sie nicht wisse, wohin damit, sagt er zu ihr: „Gib Frieden! So manches Maul im Land, so manche Tabakpfeife braucht's, und die Kinder, die nachwachsen, werden den Tabak auch nicht aus einer Suppenschüssel rauchen.“ Der Pfarrer ist ein verständiger Mann; er schaut nicht bloß auf die Kappe, er schaut auch auf den Kopf. Wenn ihm dieser oder jener über seinen Nachbarn schimpft und von ihm sagt: „Seht, der ist durch und durch schlecht!“ so antwortet der alte Herr: „Es wird halt etwas auch das Holz schuld sein; aus einem jeden Holz lassen sich nicht leicht tüchtige Pfeifen schnitzeln.“ Doch vom alten Pfarrer wollen wir da nicht reden. Ich hab nur sagen wollen, daß er jetzt allzeit

extra für die Bauern die Tabakpfeifen gemacht hat, wie unser Herrgott seinerseits ihre Mundwerke extra für die Tabakpfeifen erschaffen zu haben scheint. Denn wenn der Studacher das Pfeifchen nicht im Mund hat, ist er kein Studacher, sondern nur ein Mensch.

Die Häuser im Tal schauen alle nach Osten, daß ihnen die Morgensonne gleich recht schön in die niedrigen Stuben scheinen kann. Aber hinter einem Rain, in einer Waldlichtung, steht noch ein braunes, verwittertes Häuschen, und nahe dabei, unter den Bergtannen, mottet und raucht ein Kohlenmeiler; denn die Leute im Tannschlupf sind von alters her Kohlenbrenner gewesen und haben immer ein Aussehen gehabt, als ob die Kinder dort schwarz auf die Welt kämen. Am Kohlenmeiler vorbei läuft ein kurzweiliger Bach nach dem Heubergshof hinunter, der noch hinterm Wald in einer schönen, westabgeschiedenen Talmulde liegt. Und da wären wir nun am rechten Ort angekommen. Nämlich, vom alten Heubergstöffi, der da auf dem stattlichen Bauernhofe wirtschaftete, möchte ich gerne ein Geschichtlein erzählen. Er ist auch so eine Art vergeblicher Minneritter gewesen, wie man von solchen etwa in alten Kalendern lesen kann.

I.

Der Heubergstöffi war noch ein blutjunger Nachtbub, als sein Vater beim Holzreisten von einem fallenden Baum erdrückt wurde und der Mutter ins Grab nach mußte. Da er nun der einzige Sohn war, so fand er sich auf einmal als der Bauer auf dem Heubergshof.

Wie er nun die Ausdehnung des Heimwesens so recht ins Auge faßte, fiel ihm ein, es möchte doch nicht geraten sein, auf dem Gut so allein zu wirtschaften. Also machte er sich mit den Nachtbuben des Tales auf Weiberfährten. Er befand sich auch

bald auf der richtigen Spur, und obwohl seine Muserwählte nicht gerade die Schönste im Land war, gefiel sie ihm doch über allen Begriff, da er sie mit zwanzigjährigen Augen ansah. Er froh ihr also fleißig über die Scheiterbeigen. Weil aber alles ein Ende hat, außer etwa ein Strumpfband oder eine Regelkugel, fühlte er sich bald bewogen, seinen Schatz zur Frau zu machen. So hatte er eine Wirtschafterin.

Wie nun die große getäfelte Stube von Kindergeschrei ein vierfaches Echo gab, raffte ein Fieber die Bäuerin weg. Da stand der Stöffi wieder allein und verlassen mit seinen Kindern im Heubergshof. Aber die Kinder starben ebenfalls bis auf zwei, ein Büblein und ein Mägdlein. Das Büblein wuchs nach und nach zu einem angriffigen Hupfaut heraus, und das Mägdlein ward ein heiterhaariges, gradaufgeschossenes Wunderfischchen.

Wie es einst der Vater getrieben, so machte es nun der Sohn; er arbeitete tags und ruhte des nachts erst recht nicht. Er mußte ja im Tal herumfahren mit der Jungmannschaft und nach Betzeitläuten allüberall unter die Fenster stehen und nachsehen, wie es den Rosen und Nelken auf den Gefimsen ergehe und ob sie auch fleißig gewässert werden. Auch das Töchterchen war ein gar umtunliches, ruheloses Böpschen, das nicht nur Nelken vor dem Fenster, sondern auch übermüthige Haarträufelchen ob den lustigen Augen hatte.

Das alles betrachtete der alternde Heubergbauer mit verdrossenen Augen. Seit seine Frau mit Tod abgegangen, hatte er beim Zunachten immer Herzklappen. Es fehlte ihm etwas. Die Stube kam ihm so leer und die zweibettige Schlafkammer so überflüssig voll vor. Endlich war er mit sich einig, daß er nochmals heiraten müsse. Er machte sich fleißig auf die Suche nach einer passenden Gesponsin. Es stand ihm auch hin und wieder eine am Brunnen bereit, wenn er im Land herumging, aber nie eine Junge. Darum tat er sehr unmerklich und ließ sich von den schönsten Redensarten nicht fangen. Eine Blutsjunge wollte er haben; denn, sagte er, eine Junge kann ich noch an mich gewöhnen wie ein Aufziehkälblein, aber eine Aeltere ist schon zu eigenföpsig. Sie hat's wie eine neugekaufte Kuh, bei der man nie recht weiß, wenn man um sie ist, ob sie einem nicht den Eimer aus der Hand schlägt. Zudem, sagte er, jung hat man eine nie zu lang; ist eine aber einmal älter so ist's mit ihrer Haut wie mit einem Bettüberzug: Ein jeder Tag, an dem eine Hand darüber streichelt, macht ihn abgetragener. Er selber hielt sich aber noch für einen annehmbaren Mann, obgleich seine Haare im schier zwanzigjährigen Witwenstande grau geworden waren und sein Gesicht ausschaute wie ein alter Pergamentbrief, auf den der Herr der Zeit mit kräftiger Hand dicke Runen gezeichnet hat. Aber obwohl er immer bedächtiger schreiten mußte, trug er doch die sommerlichen Heubürden mit den Jungen auf den Gaden, und seine Heiratslust hatte sogar immer noch zugenommen, je mißfälliger ihn das Weibervolk aufnahm. Als er sich noch als ein angehender Witwer im kräftigen Mannesalter befand, war ihm keine gut genug. Die eine war ihm zu gewest, die andere zu läppisch, die dritte zu fein, die vierte zu täppisch. So hatte er wohl alle angelacht, aber keine genommen. Da war er, ohne daß er's recht merkte, älter und alt geworden. Jetzt bekam er überall abschlägigen Bescheid: „Nein, Stöffi, ich will euch lieber nicht; denn ich möchte keinen Lederhandel anfangen“, sagte ein Maitli am Höpport zu ihm. Und eine andere rief ihm lachend zu, als er sie anfreite: „Stöffi, ich kann euch nicht wohl nehmen. Ihr seid mir fast ein bißchen zu abgehend. Es wäre mir doch jedesmal, wenn ihr mich in die Arme nehmen wolltet, ich müsse euch zuerst, wie einen welkenden Blumenstrauß, ins Wasser stellen, damit Ihr wieder aufginget und mehr eurem Sohn, dem Sepp gleichzusehen kämet.“ So lief der Stöffi überall bei den hablichen Bauerntöchtern an. Er mochte um die Fenster fahren wie er wollte, die Scheiblein schlossen sich vor ihm, als wäre er ein Hagelschauer.

Wie er aber gar bemerkte, daß sein wohlgewachsener Sprößling, der allzeit lachende Sepp, alle Segel und Notlappen aufspannte, um sein Schiffchen in den Hafen der Ehe zu bringen, wurde ihm freidig zumut. Er vermeinte, am Ende könnte er nun doch um sein zweites Hochzeitsbett kommen. Daher ge-

dachte er seinen Sohn so schnell als menschenmöglich irgendwohin gut zu verheiraten. Der Steuereinzüger des großen Dorfes Ennetbirgen hatte ihm ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß er seine Tochter, das Wpfeli, gern heiraten möchte. Das war dem alten Stöffi gerade recht gekommen. Der Steuereinzüger hatte eine ältliche Schwester mit etwas verfallenem Vermögen; vielleicht würde diese seinen Sepp nehmen. Im Dorf konnte sie gewiß nicht auslesen. Zwar das Wpfeli war dem Köhlerbub im Tannschlupf, dem Jörlieni, sehr hold; aber das plagte den Heubergbauer wenig. Wenn er sie mit dem Steuereinzüger zusammenbringt, wird sie sich schon nach der Decke strecken. Das alles gedachte er gar fein einzufädeln und zum erspriechlichen Ende zu bringen. Einstweilen aber wollte er sich selber eine sichern. Die wohlbestellten Bauernjungfern hatten ihn also lachend abfahren lassen. So wollte er sich denn an eine machen, die zwar an Hab und Gut, nicht aber an jugendlichen Reizen irgendeiner Landschönen nachstand.

Mitten im Dörflein Studach stand ein Wirtshaus, worin ein unbehauenes Stück Menschheit, in Gestalt eines dicken groblachten Wirtes hauste. Wenn der Holderwirt den Mund aufst, so floß entweder sein schlechter geknapfter Wein hinein oder es kam ein Fluch heraus, ungesiebt und ungeschönt, ganz wie er ihn drin hatte. Aber dieser Alte, mit den listigen nahe beisammenstehenden Neuglein, besaß eine Tochter, das Holderbeni, die ebenso schön war wie er wußt. Hodte sie neben ihm in der Wirtsstube, sah sie aus wie eine frischerblühende Feuerilge am Felszacken. Dieses hübsche Studacher Maitli, das gar ein flinkes Zünglein besaß und ein rundumgehendes Schelmenäuglein, hatte sich der alte Heubergbauer vorgenommen. Die würde ihn gewiß nehmen, da sie von ihrem Alten nicht zu viel zu erwarten hatte. Nun machte er sich jeden Sonntag nach dem Gottesdienst ins Studacher Wirtshaus, ob dessen Eingang mit edigen Buchstaben, die durcheinander stolperten wie betrunkene Bauern, zu lesen stand: Speisewirtschaft zum Wachholder. Dort hockte er sich hinter den Tafeltisch und hörte mit halben Ohren den Bauern zu, die über ihr Vieh verhandelten oder dem Holderwirt, der über irgendetwas, das ihn ärgerte, loszog. Durch den Rauch aber, mit dem er sein Haupt umwölkte, blinzelte er beständig nach der lustigen Holderbeni, die in irgend einer Ecke mit den Jungburschen scherzte, wobei er mit Unlust bemerkte, daß sich sein Sohn, der Sepp, ihrer besonderen Aufmerksamkeit erfreute. Zulezt verdroß ihn das also, daß er seinem maulenden Buben das Holderwirtshaus völlig verbot. „Denn“, sagte er, „so junge Gängelbuben brauchen nicht schon gleich nach der Kirche ins Wirtshaus zu hocken.“ Wie nun der sonst als sehr haushälterisch, ja schier als geizig, bekannte Heubergstöffi, Sonntag für Sonntag ins Wirtshaus ging und dort sich bis abends verankerte, fester als ein Meeresschiff, merkte der grobschlächlige Holderwirt endlich, was den alten Fuchsen in seine Hube zog. Er drückte, kurz auflachend, das Deckelchen aufs Fischegen und nahm sich vor, ihm zum mindesten von seiner Jungen die Haare so gut als möglich scheren zu lassen, wenn es ihm nicht gar gelingen sollte, sein Beni zur Heubergbäuerin zu machen.

II.

Es war im Heuet. Da rollte und rumpelte über den schmalen holperigen Weg gegen den Heubergshof ein Bernerwäglein. Drauf saßen ein rotbräucher Herr und ein ältliches Fräulein. Der kutschierende Herr trug einen steifen, etwas abgeschossenen Hut und die bestandene Jungfer ein städtisches Gewand und einen pyramidalen Sommerhut mit regenbogenfarbigem Feder schmuck.

Jetzt schlug der Hund auf dem Heubergshof an und fuhr wütend unter dem Stiegenbrücklein hervor, dem langsam heranrasselnden Fuhrwerk entgegen.

Bewundert schauten die Heuer und Heuerinnen auf, und dem Wpfeli fiel vor lauter Erstaunen der Rechen aus den Händen. Der Heubergbauer aber, der die Augen mit der Hand beschattete und prüfend nach dem Gefährt geblickt hatte, sagte schmunzelnd vor sich hin: „Aha, da kommen sie ja.“ Er legte



Die Jungfrau von Mürren aus

seine Heugabel auf einen Heuhaufen, wischte ein wenig das dürre Gehältn von Hemd und Hose und schritt aufs Haus zu, vor dem das Wägelchen eben Halt machte. „He, Sepp“, rief er gegen die Scheune, auf die sein Sohn eben eine Heubürde trug, „komm hinüber und schau, daß der Gaul etwas bekommt! Und du, Wyfeli“, lärmte er dem mit offenem Munde unter den Feuern stehenden Töchterlein zu, „mach dich ins Haus!“

„Guten Tag, Stöffli!“ Wir kommen wohl ungefehickt?“

Der Alte nahm die gestrickte blaue Kappe, die er auch mitten im Sommer trug, ab und schüttelte dem abgestiegenen Besuch die Hände. „Leg dich, Bärli! Der Tausend, schau da zu! Das freut mich jetzt Meißter, daß Ihr's mit eurer Jungfer Schwester endlich einmal bis da zu uns hinaufgebracht habt. Seid mir willkommen!“

„Ich habe eurer Einladung nun doch einmal folgen wollen, Heubergbauer“, sagte der Steuereinzüger. „Viel komme ich ja nicht aufs Bauernland, und wenn ich komme, sehen mich die Leute gewöhnlich nicht für eine Gabe Gottes an.“ Ein wiehern-des Gelächter ging in den Tag hinein.

„Schlechter Weg“, machte der Stöffli, der auf so etwas jetzt nicht eingehen wollte.

„Lauter Steine und Fallgruben, für ein Roß ein Martersteig“, schimpfte der Steuereinnehmer.

„Ja“, sagte das ältliche Fräulein, mit besorgtem Blick nach dem unterm Stiegenbrücklein lauernden Hunde schauend, „wir sind wie gerädert.“

„So kommt denn hinauf ins Haus und ruht euch ein Stündchen aus!“

Sie machten sich das Stieglein hinauf, und bald saßen sie in der kühlen Stube und trockneten sich den Schweiß von den Stirnen. Der Heubergbauer aber trampfte in die Küche hinaus, rückte ein paar mal seine breiten Schultern und tat dann dem eifrig am Herd tätigen Wyfeli zu wissen, daß nun der Herr drin sei, von dem er ihr schon so oft gesprochen und der sie zur Frau nehmen wolle. „Der da drin“, sagte das Wyfeli, „der ist's, den soll ich heiraten? Der könnte ja mein Vater sein.“ — „Red nicht so dumm; er ist jünger als er scheint.“ — „Oha, Vater, da könnte einer sich arg täuschen. Es ist einer immer genau so alt, als er ausschaut. Da wäre mir's noch schier lieber, er sähe jünger aus und wäre älter.“ — „Er hat ein schönes Vermögen beisammen; du kannst nur hineinsitzen.“ — „Hineinsitzen?“ machte das Wyfeli, „das Sitzen ist mir sowieso zu langweilig.“

— „Ja, ja“, sagte nun brummig der Alte, „du wolltest eben lieber mit dem Jörleni, dem Köhlerbub im Tannschlupf, in den Stauden herumfahren, gelt, du Zaupf?“ — „Ja, Vater, das wollte ich lieber.“ — „Jetzt schweig“, fauchte er sie an, „und schau zur Milch! Siehst denn nicht, daß sie dir überstiedet? Du nimmst diesen Herrn aus dem Dorf und nicht einen kohlen-schwarzen Hungerschlucker. Ich will dich gut versorgen, und wenn du mir nochmals ein Wort von dem weidenleichten Jörleni sagst, so verzapfe ich dich! Und nun richte an!“

Er machte sich mit bösen Augen aus der Küche; aber als er in die Stube hinein kam, strahlte er wie ein neuer Pfannendeckel. Er holte aus dem Büfett Brot und selbstgewonnenen Honig, auch Hagenbutteneingemachtes, blies über den Tisch und deckte ihn gar säuberlich.

„Wyfeli“, rief er durchs Ofenrohr, „bring die Butter und den Nideltkaffee!“ Er bekam keine Antwort, auch nicht, als er nochmals hinausrief. Das wurmte ihn sehr; er trampfte in die Küche hinaus und schimpfte: „Willst du wohl einmal hereinkommen mit der Sach, du Frag, oder muß man dich mit Kreuz und Fahne abholen!“ Es blieb still, und wie er sich erstaunt in der raucherfüllten Küche umfab, fand er von seinem Töchterlein keine Spur mehr. Zornglühend trat er ans vergitterte Küchenfenster.

Da erblickte er zu seinem Schrecken das Wyfeli gegenüber in der Scheune. Sie kletterte eben flink über die Heuleiter hinauf und wie sie droben war zog sie selbe auf den Heuboden nach.

Es wurde ihm wirblich im Kopf; 's Donners, 's Donners, wie konnte es denn sein; sie war ihm wahrhaftig ausgerissen. Zornig, bedrückten Herzens, nahm er den heißen irdenen Kaffeekrug und den Butterteller und ging damit in die Stube hinein.

In der schönen getäferten Stube saßen der Steuereinnehmer und seine vielfarbige Jungfer Schwester am Ofen. Bewundert schauten sie ihm entgegen: „Ja, habt Ihr denn keine Leute in der Küche?“ fragte die alte Jungfer; „werdet doch den Kaffee nicht selber gemacht haben?“ — „'s ist eben alles im Heu draußen“, machte er verlegen, ein Lächeln versuchend. „Aber euere Tochter, das Wyfeli“, meinte jetzt der Steuereinnehmer, „ich hab's doch in der Küche bemerkt.“ — „Ja“, antwortete der Alte, „sie hat ja freilich schnell den Kaffee gemacht; aber jetzt ist sie, mein ich, für einen Augenblick hinaus ins Heu,

um den Leuten einen Schluck Milch zu bringen. Nun greift zu“, machte er eifrig, „greift zu und laßt's euch schmecken! Nichts für ungut, daß wir's nicht besser haben; wie man's halt etwa auf der Bauernsamer hat. Ich will unterdessen das Maitli holen.“

„s ist doch wunderbar“, redete der Steuereinnnehmer; „es will mich bedünken, dieses Heubergwyseli sei nicht grad besonders gelüftig nach mir, daß es sich gar nicht zeigen will. Ist dem Alten am End gar drausgelaufen. Da müßte ich danken.“

„Ich will einmal einen Blick durchs Fenster tun“, sagte halblaut die ältliche Jungfer; „vielleicht sehe ich sie im Heu. Ich will dann schon herausbringen, wie sie tut, wenn der Alte sie heimholt.“

Sie trat an ein Fenster, schob ein Scheiblein zurück und steckte den Kopf hinaus, wobei sie gar sorglich acht gab, daß ihr regenbogenfarbener Federwald auf dem Hut nicht zu Schaden kam. „Ich sehe sie nirgends“, machte sie, „und den Bauer auch nicht.“

Jetzt verschüttelte das vor dem Hause stehende Pferd den Kopf, was ein fröhliches Schellengebimmel absetzte. Sie schaute hinab und erblickte einen gradgewachsenen, hübschen Bauernburschen, der dem Pferd eben einen Haufen Heu auf den Scheitblock zugeschoben hatte. „Das ist schön“, rief sie hinunter, „daß Ihr dem Roß für Futter gesorgt habt.“ — „Ja“, kam's herauf, „es frißt gern, hat einen weiten Weg hinter sich.“

Sie sah immer wohlgefälliger auf den sauberen Jungen; ihre Augen strahlten ihn förmlich an. Jedoch er schien es nicht zu bemerken; denn er schaute angelegentlich um die Ecke nach der Scheune, wo man den Alten etwas donnerwetter hören hörte.

„Kommt doch herauf!“ rief jetzt die Jungfer hinunter: „Ihr seid ja wohl der Sohn des Heubergbauers?“ — „Nein“, gab der Bursche verlegen, zögernd, zurück; „ich bin nur sein Kühfrecklein.“ — „So“, machte sie enttäuscht. „Ich hielt euch wahrhaftig für den Sohn.“

Ihre Augen wollten nicht von dem wohlgewachsenen Burschen loskommen.

„Sepp, Bub!“ Der Junge ward blutziindrot.

„Sepp, hast du denn die Ohren im Sack!“ rief's von der Scheune her. „Die heillose Hege hat sich ins Heu verkrochen und will einfach nicht kommen. Es möchte einer weitstanzig werden. Jetzt geh hinauf zum Steuereinnnehmer. Die Jungfer will dich sehen. Sei kein Schaf und geh hinauf, sag ich! Wenn sie auch nicht die Jüngste ist, so hat sie doch brav Geld im Beutel. Und hast du Geld, bist du ein Held und hast die Welt. Wo bist denn jetzt?“

Der Heuberger trat um die Hausecke. Oben, neben dem Stiegenbrüchlein, ging leise ein Scheiblein zu.

„Ja, der Donner abeinander“, knurrte der Alte in sich hinein; „was ist denn jetzt das; ist denn heut alles verhext auf meinem Hof? Dort läuft ja der Sepp wahrhaftig zu den Heuern. Sepp, Sepp!“ lärmte er. Er trampete faustend und fluchend seinem Sohne nach. Aber als er leuchtend ins Heu hinaus kam, lief ihm der lachend davon und dem Walde zu.

Wüterd, brennend vor Scham, eilte er ihm nach, und bald waren beide im Holz verschwunden.

Nach einer geraumen Weile trampete der Heubergstöffi wieder mit grimmigem Gesicht aus dem Wald zurück. Er hatte seinen behenden Sohn umsonst gesucht.

Fortsetzung folgt.

„Gäll“

Du bisch es tuusfigs Wörtli,
Chasch schmiechle wie-n-es Chähli.
Mir bruche di für früntlech z'fy
Und jedesmal bisch o drby,
We mir tüe triumphiere,
Wäm chönntisch nid verführe,
So fiin tönisch' oft, und artig?
Du fuedisch is Bysfall bi de Lütt'
Und we ne ds eget Härz nid git,
Hei mir di ersch rächt nötig! M. Wermuth.

Das Recht zu Leben

Von LUDWIG WOLFF

4. Fortsetzung.

Keridan zog sich zurück.

Hollbruch betrachtete den Raum mit großem Unbehagen.

„Das ist ein Kokottenzimmer.“

„Glaubst du wirklich, Peterchen, daß Kokotten in so schönen Zimmern haufen? Ich glaube es nicht.“ Sie strich mit den Fingern über die schwere seidene Decke, die über das niedrige Bett gebreitet war. „Sogar ein Telephon ist da“, rief sie triumphierend und wies auf den Apparat hin, der auf dem Nachttisch stand.

„Wahrscheinlich funktioniert der Apparat nicht. Eine Atrappe.“

„Du bist zu mißtrauisch, Peterchen.“

„Und du bist zu vertrauensvoll, Dieten. Ich habe Angst um dich.“

Sie legte den Arm um seinen Hals.

„Sei doch nicht kindisch, Peterchen; warum hast du Angst?“

Er antwortete zögernd:

„Ich fürchte, daß du auf die schöne Frage Keridans hereinfällst.“ Sie machte ein verlegtes Gesicht. „Ich meine nicht, daß du dich in ihn verliebst, Dieten.“

„Na, dann bin ich ja beruhigt, Peter.“ Sie sah ihm prüfend in die Augen. „Aber wenn es dir lieber ist, gehe ich jetzt mit dir weg und wir lassen die ganze Sache sein. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Es ist bestimmt vornehmer, tot zu sein als Keridan das Geld wegzunehmen.“

Er verschloß ihren Mund mit einem Kuß.

„Verzeih mir, Dieten. Ich weiß nicht, was ich rede.“

„Ich bin übermorgen bei dir“, flüsterte sie ihm ins Ohr.

„Hier hast du Geld, Dieten.“

Er gab ihr tausend Mark.

„Warum so viel?“

„Nimm nur. Für alle Fälle.“

„Du mußt sehr aufpassen, Peterchen.“ Sie umklammerte ihn mit beiden Armen. „Ich habe niemanden auf der Welt als dich.“ Aus ihren Augen stürzten Tränen. „Ich bin verloren ohne dich.“

Er brachte kein Wort über die Lippen.

Keridan klopfte an die Tür.

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Hollbruch —“

„Ja, ich komme.“

Er nahm die Altenmappe und seinen kleinen Koffer, küßte Dieten ein letztes Mal und ging zur Tür.

„Paß gut auf, Peterchen“, schluchzte sie. „Paß gut —“

Ihre Stimme brach.

Sie hörte das Gehen von Türen im Haus, sie hörte das Anlassen des Motors, sie hörte das Wegfahren des Wagens. Dann war alles still und tot.

Dieten starrte mit brennenden Augen in den Abend. Sie hatte plötzlich das verzweifelte Gefühl, daß jetzt ihr Leben zu Ende war.

8. Kapitel.

Der Wagen hielt vor dem Potsdamer Bahnhof. Hollbruch stieg aus und ging eilig die Treppe hinauf. Der nächste Zug nach Magdeburg fuhr erst um 18 Uhr 35. Hollbruch hatte noch viel Zeit. Er gab den Koffer bei der Aufbewahrungsstelle ab, dann verließ er den Bahnhof und blieb auf dem Treppenabfah stehen.

Er betrachtete nachdenklich den Potsdamer Platz, als sähe er ihn heute zum erstenmal, und verspürte eine jähe, fast schmerzliche Zärtlichkeit für diesen Platz, der von Menschen, Wagen, bunten Lichtern und von hundertfältigem Lärm überflutet war. In nie abreißenender Kette marschierten die Menschen über den Platz, warteten bei den Haltestellen der Straßenbahnen